

Themenbereich IV:

Konsequenzen für die Begriffs-, Methoden und Theoriebildung

Von der Praxis zur Theorie?

Medienethik im Spannungsfeld zwischen Top-Down- und Bottom-Up-Modellen

Claudia Paganini, Innsbruck

claudia.paganini@uibk.ac.at

Von der Praxis zur Theorie?

Medienethik im Spannungsfeld zwischen Top-Down- und Bottom-Up-Modellen

Wer Medienethik betreibt, ist mit einer Vielzahl von Problemen konfrontiert – und zwar im Hinblick auf ihre erkenntnistheoretische, metaethisch und normative Fundierung ebenso wie im Hinblick auf die Erarbeitung konkreter Verhaltensempfehlungen und deren Umsetzung. Weitgehend unhinterfragt ist dabei die Einordnung der Medienethik in das Fach Angewandte Ethik. Doch was bedeutet diese Zuordnung für unser methodisches Verständnis dessen, wie Medienethik zu betreiben ist? Und: Was für ein Verhältnis zwischen Theorie und Praxis ergibt sich daraus?

Wie es der Begriff *Angewandte Ethik* nahe legt, wurde Medienethik in ihren Anfangstagen gerne nach dem Vorbild eines Top-Down-Modells konzipiert. Die Aufgabe der Medienethik bestand demnach darin, im Rahmen der moralphilosophischen Grundlagenforschung erarbeitete, allgemeine Aussagen – etwa einer deontologischen Ethik, von Konsequentialismus, Systemtheorie oder Diskursethik etc. – auf konkrete Fragestellungen anzuwenden. Dieser Prozess der Anwendung impliziert aber im Wesentlichen ein hierarchisches, deduktives Vorgehen der Art:

- I. Jede Handlung der Beschreibung *A* ist verpflichtend.
- II. Handlung *b* fällt unter die Beschreibung *A*.
- ∴ Handlung *b* ist verpflichtend.

Während es sich bei Prämisse I um eine allgemeine normative Aussage handelt, kommen in Prämisse II die empirischen Daten zum Tragen. Die Kunst des Medienethikers bestünde demnach darin, in Kenntnis der empirischen Rahmenbedingungen möglichst treffend darzustellen, unter welche allgemeineren Beschreibungen sich singuläre Probleme subsumieren lassen. Ein korrektes Ergebnis (Konklusion) zu erzielen, wäre dann ein Leichtes.

Neben anderen Kritikpunkten wurde gegen dieses Modell eingewendet, dass das Top-Down-Vorgehen eine Abwertung der konkreten Probleme mit sich bringt und dass Anwendungsfragen häufig Begründungsfragen aufwerfen. Außerdem werde zu wenig berücksichtigt, dass das Verhältnis zwischen Theorie und Praxis ein komplexeres sei als bloß eine von oben nach unten erfolgende Ableitung. Denn die Anwendung eines Prinzips besteht

– nach Bayertz – „nicht nur in einem Subsumtionsvorgang, sondern enthält ein interpretatives und damit [...] produktives Element.“¹ Doch auch das andere Extrem, ein Bottom-Up-Modell, scheint sich in der Medienethik nicht zu bewähren. Denn das Lösen von moralischen Problemen mithilfe des Verweizens auf ähnliche, bereits behandelte Fälle (induktives Vorgehen), ist seinerseits nicht theorieolos, sondern setzt eine (wenngleich vielleicht unbewusste) Entscheidung zugunsten allgemeiner Prinzipien, Regeln und Maximen voraus. Mit anderen Worten: Jede Einzelfallentscheidung schließt eine Prinzipienentscheidung mit ein.²

Aus der Beobachtung aber, dass 1) konkretes Urteilen nie theorieolos ist und 2) jede normative Theorie als Ausgangspunkt, Zielpunkt und Korrektiv die Praxis braucht, haben sowohl Medienethiker als auch Theoretiker mittlerweile geschlossen, dass die Alternative zwischen Top-Down- und Bottom-Up-Modell so nicht besteht. Vielmehr meinen immer mehr Fachkollegen, dass es Aufgabe des Bereichsethikers sei, zwischen den Ebenen der Theorie und der Praxis hin- und herzugehen, bei Widersprüchen bald auf der einen, bald auf der anderen Ebene Anpassungen vorzunehmen und auf diese Weise ein Netz von Überlegungen und Argumenten zu knüpfen, die sowohl deduktiv als auch induktiv sind.³

In diesem holistischen Modell ist Medienethik folglich nicht etwas, das nachträglich zu einer gelungenen Theoriebildung im Bereich der normativen Ethik hinzukommt, sondern beeinflusst vielmehr die Prinzipien selbst und ist damit „normbildend“⁴. Wenn Medienethik aber nicht rein pragmatisch als eine durch außerethische Unterschiede begrenzte Bereichsethik verstanden wird, sondern als besondere philosophische Ethik, für die spezifische Normen, Werte, Prinzipien, evaluative Eigenschaften oder Ideen relevant sind, verliert sie in gewisser Weise ihre Unschuld – und zwar mit weitreichenden Folgen. Nähert man sich der Medienethik nämlich mit einem holistischen Verständnis, ist es nicht ausgeschlossen, dass normative Aussagen, die sich in der Medienethik bewähren, in einer anderen Bereichsethik nur zum Teil zutreffen oder ganz versagen.

¹ Bayertz K. (2008), S. 174.

² So argumentieren Beauchamp T.L. (2003), S. 10, Bayertz K. (2008), S. 174, Fenner D. (2010), S. 17-18, und letztlich auch Knoepffler N. (2010), S. 52, wenn er in Frage stellt, ob das, was man aus dem bloßen Vergleichen einzelner Fälle gewinnen kann, überhaupt noch eine Regel ist.

³ Bayertz K. (2008), S. 174; ähnlich Ward St. J. A. (2011), S. 78. Nida-Rümelin J. (2005), S. 61, schreibt: „Theoretische und praktische Fragen der Ethik bilden nicht zwei disjunkte Klassen, sondern ein Kontinuum, und die Begründungsfragen verlaufen weder von der Theorie zur Praxis noch von der Praxis zur Theorie, [...]“

⁴ Fenner D. (2010), S. 24.

Ist es also legitim, für unterschiedliche Lebensbereiche unterschiedliche Normen anzunehmen? Und wie steht es mit der normativen Ethik selbst, wenn ihre allgemeinen Aussagen durch die – möglicherweise – unterschiedlichen Kriterien der Medienethik, Medizinethik, Naturethik etc. verändert werden können und kein „unkorrigierbares System von Regeln“⁵ mehr darstellen? Was wird von diesem allgemeinen Rahmen dann übrig bleiben, und welche Berechtigung mag der normativen Ethik selbst noch zukommen, wenn man die Emanzipation der Bereichsethiken – wie etwa der Medienethik – konsequent weiterdenkt?

⁵ Siep L. (2004), S. 23.